

Bomber und Paganini

Carla freute sich auf die kommenden zehn Tage. Allzu oft war es in den letzten Wochen zum Streit mit ihrem Mann gekommen, der sich komplett in seine Arbeit zurückgezogen hatte oder einfach mit seinen Kumpels auf Sauftour war. Zeit für Gemeinsamkeiten, die langen Gespräche über Gott und die Welt, ein Ausflug zu zweit – das lag lange zurück. Zuletzt wickelten sie ihre Beziehung nur noch freudlos ab.

Und so hatte sie sich spontan zu einem Trip ins Luberon entschieden und ihr kleines Idyll in den Bergen zwischen Lourmarin und Bonnieux gebucht, das ihr von früheren Ausflügen wohl vertraut war. Sie würde vom Alltag unbelastet an ihrem Roman schreiben können und schauen, ob der Sohn der Vermieterin des kleinen Häuschens mit dem wunderbaren Garten immer noch so einen strammen Hintern hatte wie vor zwei Jahren. Ihrem Mann Werner hatte sie zum Abschied angekündigt, ihr Handy auszuschalten, durch die Weinberge zu wandern, den Pool zu nutzen und sich die provenzalische Gastronomie schmecken zu lassen.

Eine kurze Aufgabe hatte sie vor der Abreise noch zu erledigen. Ein halbes Dutzend befreundete Haushalte bildeten in der Nachbarschaft ein Netzwerk zum Blumengießen und Katzenfüttern. Carla machte derzeit Housekeeping bei Hohschilds, die eine Woche zum Segeln waren. Zum Bahnhof Honrath war es nicht weit und sie hatte sich den Rucksack und die kleine Reisetasche umgeschnallt. Sie musste lediglich auf dem Weg zur Bahn bei Hohschilds die Katzen füttern und anschließend den Schlüssel bei ihrer Freundin Vera in den Briefkasten werfen. Carla würde Vera von unterwegs anrufen. Damit wäre alles geregelt und Carla konnte ihre zehnstündige Bahnreise nach Südfrankreich antreten.

In aller Frühe, es war noch dunkel, betrat Carla das Haus der Hohschilds, das am Ende einer Stichstraße vor dem Wald in den Hang gebaut lag. Sie stellte ihr Gepäck in der Küche ab, goss die Blumen und stellte die Tagesration für die beiden Katzen an den gewohnten Platz. Die beiden Freiläufer kamen auch sofort durch die automatische Katzenklappe angelaufen, um auch ihre Streicheleinheiten abzuholen. So viel Zeit musste sein. Carla hatte die letzte Dose Futter aus dem Küchenschrank geholt. Sie blickte auf die Küchenuhr und befand, dass noch genügend Zeit blieb, um Vera zuliebe Nachschub aus dem Keller zu holen. Sie wusste, dass dieser in einem Vorratsschrank im professionell ausgebauten Weinkeller zu finden war. Der große, mattschwarz gestrichene Raum, der vor der Umstellung auf Gas den enormen Heiz-

öltank beherbergt hatte, lag fensterlos unter der Erde, ideal für Peters umfangreiche Weinsammlung.

Die dicke, feuersichere Stahltür war mit einem langen Türhebel versehen, aber leichtgängig zu öffnen. Carla hatte etliche Male hier unten zusammen mit Peter Hohschild ein gutes Tröpfchen ausgesucht. Sie betätigte den äußeren Lichtschalter, der aber im Weinkeller nur eine trübe Funzel an der dunklen Wand gegenüber der Tür einschaltete. Einen weiteren Schalter gab es innen. Eingeschaltet brachte er die vier Regalreihen mit indirekter Beleuchtung die Farben der Flaschen, deren Inhalte und Etiketten zum Strahlen.

Carla drückte auf den Schalter, aber das Licht blieb dunkel. Sie stieß die schwere Tür bis zum Anschlag auf, damit etwas mehr Licht aus dem Vorraum ins Innere des Weinkellers drang. Sie wollte schließlich nur zwei Dosen Futter aus dem schmalen alten Küchenschrank herausholen. Sie öffnete die Schranktür und griff gerade nach den Whiskas-Dosen, als es plötzlich und mit einem satten, lauten Rumms, begleitet von einem lauten Geschepper im Vorraum dunkel wurde.

Sie erschrak heftig und ließ die Dosen fallen. Es dauerte eine Weile, bis sie sich an das diffuse Licht gewöhnt hatte. Sie tastete sich zurück zu der Stahltür und drückte den langen Hebel zur Seite. Sie versuchte die andere Richtung, zog und rüttelte. Es rührte sich nichts. „Oh no!“, kreischte sie entgegen ihrer Wesensart und trat heftig gegen das Metall.

„Bleib ruhig, Mädchen“, sagte sie laut vor sich hin, „und denk nach.“ Selbst dieser Hallodri Peter würde sich nicht der Gefahr einer zuschlagenden Tür aussetzen, die sich nicht von innen öffnen ließ. Waren da andere Mächte im Spiel? Sie trat abermals mit dem Fuß kräftig gegen die Tür und schrie: „Ist da jemand? Aufmachen! Was soll das?“

Mit dem Ohr gegen die Tür gepresst lauschte sie in den Keller. Sie versuchte, nicht zu atmen und meinte, eine Katze miauen zu hören. Ansonsten herrschte Stille. Sie wollte auf ihre Uhr schauen, aber die steckte ebenso wie das Handy in ihrer kleinen Reisetasche oben in der Küche. Es mochte kurz nach sechs sein. Der Vorortzug zum Kölner Hauptbahnhof fuhr gleich in Honrath ab. Wenn sie den nächsten nicht erreichte, würde es knapp werden mit dem 7:42 nach Avignon, wo sie einen Leihwagen bestellt hatte.

Sie zwang sich, ruhig zu bleiben, und orientierte sich in dem für einen Keller stattlichen Raum. Fünf mal fünf Meter, schätzte sie. Regale an drei Wänden, außer

an der Wand mit der Tür. In der Mitte des Raums zwei freistehende Regale. Allesamt deckenhoch, proppenvoll mit wohlsortierten Weinflaschen. Links neben der Tür ein großes Holzfass, darauf ein Metallständer, daran hängend vier Gläser, daneben ein Stapel Bierdeckel, eine elektrische Leselampe mit Stoffschirm, ein Kerzenständer, ein halbvolleres Päckchen Tabak, ein Messing-Aschenbecher und ein Korkenzieher. Zusammen mit den drei Barhockern ein bezauberndes Plätzchen für die kleine Weinprobe zwischendurch. Carla hatte etliche Male daran teilgenommen.

Sie untersuchte erneut die Tür und den langen Hebel. Ein Schlüsselloch fand sie nicht, der Türbeschlag schien ausschließlich aus der dicken, überlangen Türklinke zu bestehen. Carla war durchaus nicht ungeschickt, aber diese Situation überforderte sie. Drücken, ziehen, links, rechts, sanft und mit Gewalt und Kraft – der Hebel bewegte sich nicht wesentlich und die Tür blieb wie festgeschweißt.

Sie stellte eine kleine Fußbank vor das Regal, hinter dem diese trübe Funzel, eine Garagenlampe mit einem Drahtgitter, angebracht war und untersuchte die Lampe. Der dicke Glasdeckel der Lampe war völlig verdreckt, von Spinnweben überzogen und ließ kaum Licht durch. Carla versuchte, mit dem Kapselmesser des Korkenziehers die große Schlitzschraube zu lösen in der Hoffnung, das Glas reinigen zu können, um etwas mehr Licht zu bekommen. Als sie endlich die Schraube geöffnet und das Gitter aus ihrer Halterung gelöst hatte, wollte sie den Glasdeckel abnehmen. Das Glas war glühend heiß und ein heftiger Schmerz an ihren Fingerkuppen ließ sie zurückzucken. Dabei löste sich der Deckel, der die Birne zerdepperte und es war mit einem Schlag stockdunkel. Und die Finger taten höllisch weh.

Sie fluchte herzhaft, wie es sonst ihr Mann tat, worauf sie ihn dann wortreich maßregelte. Sie steckte sich die Finger in den Mund und pustete auf die feuchte Haut. Das brachte etwas Erleichterung.

Sie stellte sich mit dem Rücken zur Tür und trat mehrfach heftig mit den Fußsohlen dagegen. Bumm-bumm-bumm. Dreimal rechts, dreimal links.

„Hiiiielfeee“, schrie sie laut und rief verzweifelt: „Scheiße, Scheiße, Scheiße“ hinterher.

Sie rutschte mit dem Rücken an der Tür hinunter, zog die Knie eng an sich und blieb mit hängendem Kopf in dieser Stellung sitzen. Mehrfach machte sie sich die Finger nass und blies die Schmerzen weg, die sich aber immer wieder nach vorne in ihre Wahrnehmung drängelten.

Da sah sie unter der Tür einen winzigen, schmalen Spalt Licht. Das Licht aus dem Vorraum. Es war wie ein Hoffnungsschimmer. Sie legte sich bäuchlings auf den Boden und versuchte, unter der Tür hindurch zu spähen, aber es blieb nur ein langer heller Fleck im Mittelbereich der Tür.

Wieviel Zeit mochte vergangen sein? Eine Stunde, zwei? Carla überdachte ihre Chancen. Es war Freitag früh. Die Hohschilds würden frühestens Samstagabend zurück sein. Vielleicht auch erst Sonntag. Sie würde also zwei, im schlimmsten Fall drei Tage hier festsitzen. Ihr Mann würde sie nicht vermissen und wenn doch, nicht vor dem Ablauf des Wochenendes. Es war nie ihr Ding gewesen, sich gegenseitig ständig anzurufen und schließlich hatte sie sich eine Auszeit verordnet. Vera? Nunja, sie hatte keinen Versorgungsauftrag bei Hohschilds, weil sie keinen Schlüssel bekommen hatte. Carlas Handy lag unerreichbar in der Küche. Der Akku würde in wenigen Stunden sein Leben aushauchen. Ihr Geschrei um Hilfe würde hier vor dem Wald niemand hören.

Die einzige, winzige Hoffnung, die ihr einfiel, war der Briefträger. Sie konnte sich nicht erinnern, die Haustür geschlossen zu haben. Vielleicht stand diese nun sperrangelweit auf und der Postbote würde einen verwunderten Blick hineinwerfen und „Hallo“ rufen. Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht.

In einem Anflug von Humor dachte sie: „Verdursten wirst du hier nicht“. Sie lachte laut und unnötig heftig über den dummen Witz, um sich Mut zu machen. Aber es blieb stockdunkel.

Sie tastete sich durch den Raum, fingerte die Gestelle ab, systematisch Regal für Regal, Reihe für Reihe, Flasche für Flasche. Irgendeinen Kram, irgendetwas, das ihr weiterhelfen könnte, hoffte sie zu finden. Aber sie wusste auch, wie pingelig ihr Freund Peter seine Sachen aufräumte.

Da fiel ihr das Fass ein und die Sachen darauf. Wo ein Aschenbecher und ein Päckchen Tabak sind, ist auch ein Feuerzeug oder Streichhölzer. Sie tastete sich zurück zum Fass und befühlte die darauf befindlichen Gegenstände. Ein Feuerzeug war nicht darunter. Aber sie hielt plötzlich eine Schnur, eher das Kabel der Stehlampe in Händen. Am Ende ein Stecker. Dazu musste es doch eine Steckdose in Entfernung der Kabellänge geben und Carla befühlte vorsichtig und systematisch die Wand in der Nähe des Fasses von oben bis unten, bis sie tatsächlich ein auf der Wand verlegtes Kabel, die Befestigungsschellen und die Umrisse einer auf den Putz geschraubten Wandsteckdose mit Deckel ertastete. Sie fummelte den flachen Stecker der Stehlampe in die Löcher der Steckdose. Wenn sie gehofft hatte, dass

der Raum nun einigermaßen beleuchtet sei, sah sie sich erneut bitter enttäuscht. In der Fassung der Lampe hatte jemand eine Schwarzlichtbirne geschraubt. Alles, was sie nun sah, waren diffuse Reflexionen einiger Flaschen, einen großen, leicht hellen Fleck auf dem Boden vor dem hinteren Regal und ihre frisch lackierten Fingernägel. Sie verfluchte ihren Freund Schümerich, der diese blöde Lampe vor einigen Wochen angeschleppt hatte. Nach einigen Joints und ausgiebigen Pröbchen aus den Regalen hatten sie das einigermaßen witzig gefunden, bis die Vernunft dem Spielchen ein Ende machte, weil es „irgendwie nix bringt“ und auch noch schädlich für die Augen sei. Enttäuscht zog Carla den Stecker.

Sie setzte sich mit dem Rücken zur Wand auf den Boden und ließ den Kopf hängen. Eine Idee, eine Vorstellung davon, was sie tun könnte, hatte sie nicht. Es war still im Haus, außer ihrem eigenen Atmen hörte sie nichts. Keine Flugzeuge, die sonst im Viertelstundentakt den nahen Köln-Bonner Airport frequentierten, Autoverkehr fiel vor dem letzten Haus in dieser Dead-End-Street sowieso aus, kein Vogelgezwitscher, Totenstille.

Sie kroch rüber zum Schrank, öffnete die Tür und fühlte die beiden unteren Fächer ab. Sie wusste, dass die beiden oberen mit Dosen gefüllt waren. Sie fand einen Stapel, der sich wie Küchenhandtücher anfühlte und – tatsächlich – eine Wolldecke, die sogar einigermaßen frisch roch. Wenigstens würde sie nicht auf dem kalten Steinboden liegen müssen.

Wie lange mochte sie hier schon eingesperrt sein? Und wie lange noch? Sie hatte seit Ewigkeiten nichts getrunken. Sie schätzte auch an ihrem Hunger, dass sie mittlerweile eigentlich hätte in Nîmes angekommen sein müssen, wo sie die anderthalb Stunden Umsteigezeit für einen Snack in dem kleinen Restaurant gegenüber dem Pont du Gard nutzen wollte. Stattdessen hockte sie hier zwischen einigen Tausend Liter Wein und ohne einen Happen zu Essen. Carla fummelte den Stecker der Lampe wieder in die Steckdose, um in dem Schwarzlicht wenigstens etwas wahrnehmen zu können und tastete sich an eines der Regale zu einem Fach mit Flaschen, von denen sie annahm, dass es sich um Weißwein handelte. Erleichtert nahm sie zur Kenntnis, dass die Flasche einen Schraubverschluss hatte. Wie oft hatten sich vor allem die Männer der kleinen Feierclique darum gestritten, ob denn diese Art der Aufbewahrung nicht in die Kategorie Discountergetränk gehöre. Drauf geschissen, dachte sie und drehte den Verschluss auf. Selbst zu ihren schlimmsten Lambrusco-Zeiten hatte sie nie aus der Flasche getrunken. Sie hatte das immer eklig gefunden, wenn jeder an dem Flaschenhals herumlutschte. Komischerweise war das mit herumgereichten Joints für sie weniger problematisch gewesen. Jedenfalls hatte sie offenbar Glück, den ersten vorsichtigen Schluck aus der Pulle auf nüchternen Magen nahm sie als

unangenehm wahr, aber der physiologische Bedarf an Flüssigkeit war enorm und so sog sie schließlich gierig das Nass in sich hinein. Ein leichter Weiß- oder Grauburgunder, schätzte sie, nicht viele Prozente.

Dennoch stieg ihr der Alkohol unmittelbar in den Kopf und ihr Magen rebellierte zunächst heftig gegen den Überfall. Hoffentlich bekam sie jetzt keinen Durchfall und zudem fiel ihr ein, dass die Flüssigkeit ja auch wieder herauswollte aus dem Körper. Wo sollte sie ihre Notdurft verrichten? Sie erinnerte sich, dass Peter, der Hausherr, die Reste aus einem Glas in irgendeiner Ecke des Kellerraums wegschüttete. Sie kroch auf dem Boden herum, durchsuchte die Ecken und fand tatsächlich eine Art Ablaufrohr in einer kleinen Kuhle am Boden. Offenbar ein Drainageanschluss. Sie holte die Flasche und schüttete einen Teil des Inhalts in die bierdeckelgroße Öffnung. Die Flüssigkeit verschwand tatsächlich gurgelnd im Boden. Damit war ein Problem ihres Aufenthalts gelöst. Sie hatte eine Toilette.

Carla trank erleichtert den Rest aus der Flasche und stellte sie ordentlich in eine Ecke hinter dem Fass. Eine gewisse gleichgültige Müdigkeit umfing sie und sie beschloss, es sich mit den Handtüchern und der Decke aus dem Schrank etwas gemütlich zu machen. Es dauerte nicht lange und sie war fest eingeschlafen.

Vollkommen orientierungslos wurde sie irgendwann auf dem Rücken liegend wach. Sie blickte sich um, tastete nach dem Schalter ihrer Nachttischlampe und griff ins Leere. Sie richtete sich auf und stützte sich auf die Ellbogen. „Oh, Scheiße“, entfuhr es ihr, als sie sich der Situation wieder bewusst wurde und ließ sich mit einem tiefen Seufzer zurückfallen. Der Rücken schmerzte, ihr war kalt. Fröstelnd rieb sie sich die Oberarme und danach die Beine. Wieviel Uhr? Welche Tageszeit? Welcher Tag? War es möglich, dass ein Biorhythmus nach einigen Stunden Dunkelheit komplett aus den Fugen geraten konnte?

Sie brauchte Flüssigkeit. Der Hals trocken, die Zunge mit dem Geschmack einer Turnsocke klebte am Gaumen. Sie rappelte sich hoch und steckte den Stecker der Lampe wieder in die Steckdose, um wenigstens eine Orientierung in ihrem Verlies zu bekommen. Darin hatte sie mittlerweile Übung. Sie öffnete eine weitere Flasche aus dem Regal und nahm einige große Schlucke. Augenblicklich ging es ihr besser. Aber sie hatte Hunger. Sie kannte das Gefühl von einigen Fastenkuren und wusste, dass dieses natürliche Verlangen nach Nahrung in zwei Tagen einem euphorischen Triumph, die Bedürfnisse des Körpers besiegt zu haben, weichen konnte. Wenn es denn zuvor geplant war.

Sie beschloss eine weitere Aufmerksamkeitsoffensive und entnahm den Regal-

len eine weitere Flasche. Sie stellte sich mit dem Rücken gegen die Tür, packte je eine Flasche beim Hals und ließ sie mit pendelnden Armen in regelmäßigem Beat gegen die Tür poltern. „Bumm-Bumm, Bumm-Bumm“. Zweivierteltakt, dachte sie. Vielleicht würde die penetrierende Polka irgendwem auf den Geist gehen, obwohl sie wenig Hoffnung hatte, dass dieser Lärm aus dem Keller bis zu den nächsten Häusern dringen würde.

Sie mochte so eine halbe Stunde gestanden und getrommelt haben, als sie die Sinnlosigkeit ihres Unterfangens einsah. Die Flasche Wein hatte sie geleert und sie probierte die Toilette in der Ecke ihrer Zelle aus. Mit einem Teil der Flasche Nummer drei spülte sie nach.

Essen! Sie wusste natürlich, dass der Mensch so schnell nicht verhungert, überlegte aber trotzdem, ob kaltes Katzenfutter die schlimmste Not würde lindern können. Bei dem Gedanken kam säuerlicher Mageninhalt die Speiseröhre herauf und sie verwarf die Idee augenblicklich. Viel brauchte sie mit ihren fünfzig Kilo ohnehin nicht. Vielleicht würde ein schwerer Rotwein den Hunger eher zurückdrängen, dachte sie. Gut vertragen hatte sie ihn nie, aber im schlimmsten Fall würde sie besoffen sein. Sie befragte die Flaschen in den Regalen und suchte nach einer massiven Flasche mit erhabener Schrift auf dem Glas. Eine aufwändig gestaltete Flasche beherbergt auch einen besonderen Wein, schloss sie. Nach einigem Suchen ertastete sie tatsächlich einige Flaschen, die sich teuer und schwer anfühlten und am Hals über ein dickes Emblem verfügen. Das Etikett war auch nahe an der Schwarzlichtlampe nicht zu entziffern. Sie öffnete die Pulle mit dem Kellnerbesteck und kippte einen guten Hieb in eines der Gläser. Etwas pelzig noch, urteilte sie, wusste aber, dass sich das in einer halben Stunde ändern würde, wenn, nach Jahren im Gefängnis endlich freigelassen, die Verbindung des Weins mit Sauerstoff seine Wirkung tat.

Die nächsten Stunden verbrachte sie mit dem Leeren der Flasche. Der Wein hatte es in sich. Zwischendurch nahm sie ihre Polka an der Stahltüre wieder auf und sang so laut sie konnte lautmalerisch einen Text der bulgarischen Sängerin Iwanka Iwanowa dazu, von dem sie kein Wort verstand.

In einer Ecke hatte sie einige aufgestapelte, sauber zusammengelegte Weinkartons gefunden, die sie nun als Unterlage für ihre unbequeme Bettstatt auf dem Steinboden ausbreitete. Reichlich benebelt schlief sie ein.

Irgendwann weckte sie ein lautes Brummen. Knurrte der Magen? Plötzlich spürte sie ein weiches Fell in ihrer rechten Hand. Sie erschrak heftig und setzte sich auf. „Was ist das?“, japste sie atemlos. Das Brummen wurde zu einem Schnurren. Ein-

deutig eine Katze. Sie streckte vorsichtig die Hand aus. Tatsächlich – in ihre Hand schmiegte sich ein Katzenkopf. „Wo kommst du denn her“, begann sie einen einseitigen Dialog. „Wie bist du hier reingekommen?“

Carla untersuchte sofort die Tür aufs Gründlichste, versuchte erneut, sie zu öffnen. Nein – hier war das Vieh nicht hereingekommen. Aber wo? Sie torkelte ein wenig, fiel fast über die Katze, als sie erneut alle Ecken und die Wände hinter den Regalen abtastete. Nichts! Der Besuch der Katze blieb rätselhaft.

Wenigstens hielt sich der Hunger in Grenzen. Die Idee mit der Flasche Rotwein war so schlecht also nicht und sie öffnete eine weitere Flasche Roten sowie „gegen den Durst“ eine Flasche von dem Weißen. Sie naschte abwechselnd an beiden.

Ihren Besuch hatte sie als „Krähe“ identifiziert. Der Kater der Hohschilds hatte im heroischen Kampf um die Vorherrschaft im Garten einen guten Teil seines rechten Ohres eingebüßt und hieß so, weil seine Stimme so krächzte. Jedenfalls hatte sie nun eine Begleitung, auch wenn sie sich keine Illusionen darüber machte, ob Krähe ihr würde helfen können. Aber irgendwie musste dieses Vieh doch hereingekommen sein.

Als sie ihre Polka-Percussion mit dicken Flaschen vs. Stahltür wieder aufnahm und mehrfach laut um Hilfe schrie, hörte sie ein leichtes Klirren von Flaschen, ein entrüstetes Miau und ihr Besuch war fürs Erste wieder verschwunden. Sie sank an der Tür herunter, heulend wie ein kleines Kind, bis sie schluchzend in einen unruhigen, wenig erholsamen Schlaf fiel.

*

Knapp vierhundert Kilometer nördlich vom Aggertal spielte sich zur gleichen Zeit ein weiteres Drama ab. Anne und Peter Hohschild hatten mit ihrem Charterschiff von Dänemark auf dem Rückweg nach Wilhelmshaven auf Helgoland Station gemacht und dort eine unruhige Nacht verbracht. Sie wollten früh los und hatten die „Frodo“, eine 15-Meter-Segelyacht, als letztes von 6 Booten vertäut, um ohne großes Theater morgens früh loszukommen. Für die knapp 45 Seemeilen hatten sie fünf Stunden eingeplant. Der Wind für den Tag war mit 5-6 Windstärken aus Nord-Nordwest vorhergesagt. Dies bedeutete einen Vorwindkurs, ein Reff im Großsegel und „platt vorm Laken“. Ein Schlummerkurs bei kleinem Wind, bei Starkwind durchaus mit Tücken, denn auch die Wellen kommen in regelmäßigen Abständen von achtern unters Boot gerollt. Aber die beiden waren erfahrene Segler und ein gutes Team für diesen „Göbelkurs“. Sie machten gute Fahrt, Peter hatte das Großsegel bis zum ers-

ten Reff in den Großbaum gerollt. Eine praktische Einrichtung, dieses Rollreff. Das GPS-Navi zeigte ihnen den richtigen Kurs. In zwei Stunden würde der alte Leuchtturm „Roter Sand“ querab auftauchen und später die kleine Insel Mellum. Die beiden genossen den schnellen Ritt und alles war fein.

Das blieb es leider nicht. Die Deutsche Bucht ist ein vielbefahrenes Revier und für einen Segler ist es selbstverständlich, immer die Kimm, den Horizont rundum im Auge zu haben, um der Berufsschiffahrt großzügig aus dem Weg zu gehen. Die wie Schmetterlingsflügel ausgestellten Segel behinderten den Blick nach vorne und so krabbelte alle 15 Minuten einer der beiden nach vorne zum Bugspriet und hielt gewissenhaft Ausschau, das Vorliek, ein stabiles Stahlseil, das den Bug mit der Mastspitze verbindet, umarmt. Das heftige Auf und Ab über ein, zwei Meter und das Platsch, wenn das Schiff mit dem Bug ins Wasser tauchte, entlockte Anne immer wieder ein lautes „Heijjaa“.

Die folgenden Schilderungen sind der Aussage der beiden gegenüber der Versicherung und den Hafenbehörden nacherzählt:

Der Wind nahm zu, änderte ständig die Richtung zwischen West und Nord und die Dünung begann, die ersten Liter Wasser von achtern in die Pflicht zu schaufeln. Der Windmesser am Top meldete 7 Beaufort, in Böen bis 9. Peter schaltete das automatische Logbuch des modernen Navigationssystem ein. Sie rollten das Vorsegel ein wenig weiter ein und beschlossen, auch das Großsegel weiter zu reffen. Aber der Wind hatte weiter an Fahrt zugelegt und Peter wollte die Aktion nun schnell hinter sich bringen. Zuerst holte er die Großschot und anschließend die Dirk dicht. Das Großsegel stand nun mittschiffs und fing keinen Wind mehr ein. Er fixierte das Schothorn zusätzlich über zwei Seile an zwei Klampen an beiden Seiten des Schiffsrumpfs. Jetzt stand das Großsegel sicher in Position. Peter krabbelte zum Mast, um mit einer Winschkurbel das Segel in den Baum zu wickeln. Gleichzeitig musste das Großfall im Cockpit gelöst und nachgelassen werden. Zu zweit ein einfaches Manöver. Eigentlich. Auf Anne konnte er sich verlassen. Sie wusste, was zu tun ist. Er hatte ihr gerade zugnickt, die Klampe für das Fall zu lösen, als er mit einem letzten Blick über Steuerbord nach Westen blickte und erstarb.

Dort, keine hundert Meter entfernt, hatte sich eine Dünung aufgebaut, die höher war als alles, was um sie herum mit geifernden Gischtfontänen auf sie zugeritten kam. Er konnte Anne noch: „Mach die Klampe wieder zu und Deckung – mach dich klein und halt das Ruder fest“ zurufen und sich selbst um den Mast klammern, als das Inferno über das Boot hereinbrach. Der Brecher erwischte die Frodo voll von

der Steuerbordseite. Sie kränkte mit einem lauten, metallischen Kreischen, bis Peter die grünblaue Wasseroberfläche in Lee auf sich zukommen sah. Aber das Schiff hielt stand, richtete sich ganz langsam wie in einer Zeitlupe wieder auf und lag für etliche Sekunden ruhig wie im Hafen. Nur das Gurgeln des vom Deck ablaufenden Wassers war zu hören.

Peter spürte jäh einen heftigen Schmerz am rechten Oberarm. Der rechte Ärmel seines Goretex-Anzugs war aufgerissen und hing mit dem dicken Wollpullover in Fetzen herunter. Blut sickerte hervor und er sah rohes Fleisch. Der Schreck war fast größer als der Schmerz.

Er blickte nach hinten ins Cockpit. Seine Frau, ohnehin am Ruderstand mit dem Lifebelt fixiert, hatte eine Ruderspeiche fest umklammert und rappelte sich gerade auf. „Was war das denn“, fragte sie verwirrt.

„Bleib am Ruder. Ich komme nach hinten“, rief Peter ihr zu. Das Schiff hatte wieder Fahrt aufgenommen. Vom sicheren Cockpit aus sah Peter, was passiert war. Der Baum hatte sich vom Mast gelöst. Der Lümmelbeschlag, ein kardanartiges Gelenk, das den Baum am Mast festhielt, war gebrochen. Das Aufgeben des Aluminiums, als es unter den Gewalten der See zerriss, war der gellende Aufschrei, den Peter direkt neben seinem Ohr gehört hatte. Eine scharfkantige Rissstelle hatte ihm Anzug, Pullover und die Haut des Oberarms aufgeschlitzt.

„Ich nehme das Ruder. Geh und hole Verbandszeug. In der Kiste neben dem Kartentisch.“ Er klinkte seinen Gurt an der Rudersäule fest und versuchte, die Frodo mit der linken Hand auf Kurs zu halten, während seine Frau die Erste-Hilfe-Kiste heraufholte. Sie schnitten die Ärmel bis zur Schulter auf und verbanden die klaffende Wunde mit einem festen Verband, zogen die Ärmel wieder herunter und wickelten noch wetterfestes Klebeband darum.

„Das sieht nicht gut aus und du musst umgehend zum Arzt. Was machen wir?“ Anne blickte Peter fragend an.

Während Anne ihn verband, hatte Peter versucht, die Situation zu beurteilen. Der Baum lag mit seinem vorderen Ende halb über der Reling, die bisher dem Gewicht des Baums standhielt. Die Cunningham war abgerissen, das Segel hing mitten durchgetrennt traurig im Wasser. Das Schothorn war wegen der guten Fixierung an seinem Platz über der Pflicht geblieben. Aber Cunningham, Fall, Ersatzfall, Vorliek, Niederholer hingen wie eine Gabel Spaghetti zwischen Schiff und dem abgerissenen Baum.

Peter konnte den rechten Arm nicht nutzen, mit dem linken hielt er das Boot auf Kurs. Anne befestigte eine zweite Sörgleine an ihrem Lifebelt, holte das Großfall dicht und zog mit Schot und Niederholer den Baum von der Reling aufs Schiff. Mit zwei Tampen band sie den Mast an einer Relingstütze fest. Peter reichte ihr sein stabiles Klappmesser, mit dem sie das Segel am Baum abschnitt. Der Wind half ihr dabei, denn ein kurzer Schnitt und das Segel riss bis zur Naht ein. Nach einem weiteren Schnitt trieb es im grauen Wasser davon.

Peter brauchte drei Ibuprofen, um den Schmerz im rechten Arm ertragen zu können. Laut Navi waren sie zehn Seemeilen von Helgoland entfernt. Sie kamen überein, den kürzesten Weg zu einem Arzt zu wählen, den Motor anzuwerfen und zur Insel zurückzulaufen. So konnten sie in anderthalb Stunden wieder im Hafen liegen. Die Klinik lag wenige hundert Meter entfernt vom Südhafen, dessen Hafenmeister sie über Funk verständigen wollten. Der würde für einen sofortigen Transport in die Paracelsus-Klinik auf Helgoland sorgen.

Der Wind hatte zugenommen und kam nun eher aus Westen. Die Dünung aber war noch unentschieden, ob sie der alten oder der neuen Windrichtung folgen sollte. Die Deutsche Bucht glich an diesem Tag einer halbgefüllten Badewanne auf einem fahrenden LKW und sie hofften, auf einen Hilferuf zur Küstenwache verzichten zu können.

Peter ging es immer schlechter. Er weigerte sich, unten im Salon zu liegen, hatte zwei weitere Ibu-800 eingeworfen und döste delirierend auf der Luvseite der Pflicht liegend vor sich hin. Es begann zu regnen und die Sicht wurde schlechter. Auf Annes Gesicht mischten sich Regen, Gischt und Tränen der Wut und Verzweiflung, aber in ihrem Innern kämpfte sie gegen dieses Nordmeer, dem sie nicht jeden Wunsch nach Vernichtung erfüllen wollte. Der Blanke Hans, wie die Nordsee auch genannt wurde, machte seinem Namen wieder einmal alle Ehre.

Zweimal musste Anne den Kurs ändern, um Frachtschiffen auszuweichen, die von Westen ihre Route kreuzten. Immer aufs Heck zusteuern bis der dicke Brummer vorbeigerauscht war und dann wieder Kurs aufnehmen. Irgendwann konnte sie den flachen Hügel der Kalkinsel ausmachen und die Betonung der Hafeneinfahrt sehen und hoffen, dass nicht ausgerechnet jetzt eine Fähre oder eines der schnellen Versorgungsschiffe der Windparks die Einfahrt benutzte. Endlich durchfuhr sie ungehindert die breite Einfahrt zum Vorhafen und hielt steuerbords auf den sehr viel kleineren Zugang des Südhafens zu. Sie hatte sich eine der im Kartentisch versteauten Handfackeln geholt und zündete sie in der Hoffnung, dass sie die Aufmerksamkeit des Hafenmeisters und der Besatzung der dort liegenden Schiffe bekam. Sie

steuerte voraus auf die nördliche Mole zu, kuppelte den Motor aus und rief mehrfach laut um Hilfe. Die Frodo trieb nun langsam auf einige dort liegende Schiffe zu und tatsächlich hatte sie die Aufmerksamkeit einiger der Crews geweckt.

Hektisch nahm sie zwei Festmacherleinen aus der Backskiste, belegte sie auf den Klampen und warf sie den helfenden Armen zu. Einige der Männer an Land hatten die Leinen provisorisch auf den Pollern der Hafenmauer belegt.

„Ich habe einen Schwerverletzten an Bord“, rief sie den Helfern zu, als ihr die Fender einfielen, die noch ungenutzt unter Deck in der Backbordkabine lagen.

„Ruuuhig bleiben“, sagte einer der Männer, der sah, dass ein Crewmitglied im Cockpit lag. „Wir haben das Schiff fest und verholen es jetzt längsseits.“ Einer der Männer sprang aufs Schiff. Es kostete die Helfer einige Anstrengungen, die Frodo bei reichlich Wind längsseits an die Mauer zu ziehen. Aber Anna hatte es geschafft – sie war in Sicherheit. Sie eilte übers Deck, um die Fender heraufzuholen, damit die Frodo nicht gegen den Beton der Hafenmauer scheuerte.

Eilig stieg Anna vorwärts die Treppe des Niedergangs herunter, rutsche auf der zweiten Stufe aus und während sie rücklings die steile Stiege hinabstürzte, schoss ihr durch den Kopf: „Immer mit dem Arsch zuerst hinunter, du dumme Kuh!“, als sie mit dem Kopf auf die Kante der untersten Stufe prallte und es stockfinster um sie wurde.

*

Carla indes hatte die fünfte oder war es die sechste Flasche Weißwein und vier von dem Roten intus. Der Kater gab ab und zu spontane Gastspiele, dessen Dauer und Abstände sie nicht einzuschätzen in der Lage war. Ihr Zeitgefühl war nachhaltig gestört. Sie durchlief Phasen aus Trotz, Verzweiflung, Verlassenheit, tiefe Traurigkeit, Wut und Zufriedenheit, wenn der Alkohol seinen Zweck erfüllend ihren Verstand ausknipste und sie wie ein Fötus eingerollt auf ihrem Lager aus Pappe, Küchenhandtüchern und der Wolldecke dankbar in den Schlaf fiel.

In ihren klaren Wachzeiten nahm sie regelmäßig, aber mit immer weniger Energie und Hoffnung ihre „rhythmische Sportgymnastik“, wie sie das nannte, auf und trommelte mit den dicken Rotweinflaschen gegen die Eisentür, die nach wie vor keinen Millimeter nachgab. Sie grübelte über die Situation nach. Wieviel Zeit war vergangen, seit sie am Freitag früh diese fatale Entscheidung, ihrer Freundin Vera ein paar Dosen Futter bereitzustellen, getroffen hatte. Hasste sie Vera dafür? Würde sie

zukünftig egoistischer handeln? Hasste sie die Hohscheids, weil die auf diesem blöden Segelschiff in der Sonne lagen und Urlaub machten? Hasste sie ihren Kerl daheim, weil der sich keinen Deut um sie kümmerte? War sie vielleicht selbst schuld an ihrer Beziehungskrise? Werner war sehr fleißig gewesen in den letzten Jahren, hatte seinen Betrieb aufgebaut und war bemüht, sie aus den Problemen rauszuhalten. Hatte ihr das Schicksal diese bescheuerte Stahltür geschickt? Warum kam kein Prinz auf seinem scheiß Gaul? Stattdessen nur immer wieder dieser quengelnde Kater. Wieder und wieder hatte sie die Wände hinter den Regalen erfolglos nach der Stelle abgesucht, an der das doofe Viech hereinkam.

„Du musst dein Gehirn auf Trapp halten“, sagte sie laut. „Sag ein Gedicht auf oder wenigstens einen Reim.“ – „Wie heißt der Bürgermeister von Weesel? Eesel.“

Wie doof war das denn? Kannte sie kein Gedicht mehr? „Schenk ein den Wein, den holden! Wir wollen uns den Tag vergolden. Warte noch ein Weilchen und ich haue dir ein Veilchen.“ Scheiße! Warum hatte sie Abitur gemacht? Mehr konnte sie nicht mehr? Wie oft hatte sie „Scheiße“ gesagt? Sie machte Schimanski Konkurrenz. Sie mühte sich ergebnislos an Schillers Glocke ab, trank den Weißwein aus und grölte „And Give Peace A Chance“. In der Urne Lennons würde seine Asche einen Wirbelsturm auslösen, dachte sie und lachte albern.

Sie sah keine Chance, dass irgendwer oder irgendetwas ihre Fragen beantwortete, rollte sich wieder auf ihrem Lager ein und zwang sich einen Heulkampf auf. Der hatte hi und da geholfen, sich in einen wohltuenden Schlaf zu wiegen. Im Traum flog sie dann über Weinberge, vereinigte sich mit Bacchus und nahm telepathische Verbindung zu ihren Freunden auf, die aber wie der Fliegende Holländer zu ewiger Seefahrt verdammt waren und sie nicht würden retten können.

Ein lautes Scheppern holte sie jäh in die Realität zurück. Die Trugbilder ihrer Traumwelt verschwanden und wurden durch ein verärgertes, beleidigtes „Miau“ ersetzt. Die blöde Katze hatte den Metallaschenbecher vom Tisch geschubst. „Scheiß Viech, dussliges“, schimpfte sie dem Reißaus nehmenden Tier hinterher und rief: „Wenn man euch die Welt überließe, wäre alles verdreckt und läge unten.“

*

Die Ärzte in der Paracelsus-Klinik sahen sich zwei Schwerverletzten gegenüber. Den Arm des Mannes konnten sie in einer Not-OP retten, mussten ihn aber in ein

künstliches Koma versetzen. Er hatte sehr viel Blut verloren. Die Frau hatte eine schwere Gehirnerschütterung und Verdacht auf einen Halswirbelbruch. Auch sie wurde in ein künstliches Koma versetzt. Da für diese Behandlung keiner der Ärzte ausgebildet war, blieb nur ein Transport per Hubschrauber nach Hamburg.

Die Polizei hatte das Schiff nach Papieren durchsucht und die Anschrift in Lohmar herausgefunden. Eine Polizeistreife aus Siegburg war zum Haus des Ehepaars gefahren, hatte es verschlossen und mit heruntergelassenen Rollläden vorgefunden und war ergebnislos abgezogen. Die Helgoländer Kollegen hatten den Kollegen in der Kreisstadt die in den Handys der beiden gefundenen Telefonnummern mitgeteilt und am Montagnachmittag warf der leitende Kommissar Pratt seiner jungen Kollegin Bettina die Liste auf den Schreibtisch. „Hier – irgendwer wird uns doch sagen können, wen wir verständigen können. Kinder, Verwandte. Oder wenigstens enge Freunde. Telefonier' die mal durch. Irgendwer wird doch einen Schlüssel haben und die Blumen gießen.“

Bettina nahm resigniert die vier Zettel in die Hand. „Das sind an die zweihundert“, sagte sie entrüstet. „Zweihundertvierundzwanzig“, sagte Pratt. „Schaffst du bis morgen früh.“ Sprach's, zog die Bürotür hinter sich zu und verfügte sich zu seinem Kegelabend. Sie sah die Seiten durch. Die ersten drei alphabetisch nach Nachnamen, Vornamen sortiert, hi und da eine Kneipe, Restaurant, Firma. Das Handy eines Pedanten. Die letzte Seite ca. 40 Einträge, ausschließlich Vornamen. Diese Liste hatte eher Ähnlichkeit mit ihrem eigenen Handy und sie entschloss sich, damit zu beginnen.

Nach anderthalb Stunden hatte sie die Liste durch. Etliche legten einfach auf oder glaubten ihr nicht, dass sie Polizistin sei. Wenig hilfreich auch Gespräche mit einer Vermieterin in Italien oder der Autowerkstatt. Immerhin konnte sie mit acht Personen ein vernünftiges Gespräch führen. Dabei hörte sie im Zusammenhang mit Housekeeping zweimal den Namen Carla als beste Freundin der Hahschilds. Carla stand ebenfalls auf der Liste, war aber nicht erreichbar. Sie versuchte es mehrfach erneut, bekam aber nur ein „...vorübergehend nicht erreichbar“ zu hören. Über die längere Liste fand sie eine Carla mit Nachnamen Wilmers und darunter „Wilmers, Werner“, offensichtlich nah verwandt.

Die junge Polizistin erreichte Werner Wilmers an diesem Montagabend gegen zwanzig Uhr in seiner Stammkneipe Aggerhof in Wahlscheid. Er war offenbar schon reichlich angeschickert, aber ziemlich betroffen über die Nachrichten. Er erklärte, dass seine Frau tatsächlich am Freitag bei ihren Freunden die Blumen gießen und den Schlüssel bei ihrer Freundin Vera Schneider

einwerfen wollte, um sich dann nach Südfrankreich aufzumachen. Wo genau sie sich aufhielt und ob sie dort angekommen sei, wusste er nicht. Und nein – Verwandtschaft der Hahschilds kannte er nicht. Eltern verstorben, keine Geschwister. Sie vereinbarten, dass Bettina ihn am nächsten Morgen in Wahl-scheid besucht.

Diese Vera war weder über die Mobil- noch über die im Handy gespeicherte Festnetznummer erreichbar. Wenigstens hatte sie ihre Anschrift erfahren. Sie schaute auf die große Uhr über der Bürotür. Fünf nach neun. „Feierabend genau jetzt. Pizza, Glasrotwein“, sagte sie laut und verließ das Präsidium.

*

An einem anderen Ort wurde ebenfalls eine weitere Flasche Rotwein geöffnet, allerdings mit weit weniger guter Laune. Carla hatte längst den Überblick verloren, welche Schneisen sie in die Vorräte gesoffen hatte. Ihre Stimmungen dümpelten zwischen Euphorie und Verzweiflung wie ein Jo-Jo auf und ab, während sie Flasche für Flasche niedermachte. War ihr das zum zentralen Inhalt ihres erbarmungswürdigen Daseins geworden? Sie fand darauf keine Antwort. Ihre Einsamkeit hatte irgendeinen ihr unbekannten Rhythmus, einen Takt bekommen, der aus Schlafphasen unbekannter Dauer, Weinkrämpfen, atemlosen Lauschen an der verschlossenen Tür, dem Öffnen der nächsten Flasche Wein und den regelmäßigen Besuchen der Katze bestand. Zwischendurch hatte sie wieder und wieder versucht, deren Zugang zu ihrem Verlies zu finden und kannte mittlerweile durch Abtasten der Wände hinter den Weinregalen jede Mauerspalle und jeden Krümel Putz.

Welchen Tag haben wir heute? „Herr, lass es Montag sein“, kreischte sie so laut sie konnte. „Kommt endlich heim!“

Sie ließ sich kraftlos vor der Kellertür fallen und versuchte einmal mehr, eine telepathische Verbindung zu ihrer Freundin Anne aufzunehmen, stieß aber immer wieder vor eine elastische Wand aus Ablehnung und Verweigerung.

*

In der Hamburger Klinik lagen zwei übel Verletzte in einem friedlichen Koma und wussten von all dem nichts. Das Ärzteteam plante, den Mann am Dienstag aufzuwecken, wenn sich der Zustand weiter stabilisierte. Bei der Frau hatte sich der Verdacht auf eine Verletzung des Halswirbels nicht bestätigt, aber auch sie sollte noch einen Tag im Koma bleiben. Die beiden lagen im gleichen Zimmer und die Chancen,

dass sich der Zustand beider umgehend änderte, wenn sie die Stimme des jeweils anderen hörten, beurteilen die Ärzte als sehr hoch.

*

Werner war am Abend gleich nach dem Anruf der Polizistin nach Hause gewackelt und hatte nach Unterlagen der kleinen Pension gesucht, wo er mit seiner Frau vor einigen Jahren zwei Tage übernachtet hatte. Seine Frau war ein Jahr später noch einmal mit einer Freundin dorthin gereist. Letztlich fand er die Bleibe im Internet. Ein Anruf war jedoch erfolglos: „...vos messages après le sonor“, verstand er nach einem ihm unverständlichen französischen Blabla.

Vera hatte er nicht erreicht, aber immerhin informierte er sie und weitere Freunde per E-Mail über das Unglück der Hohschilds.

*

Bettina war am Morgen direkt von zuhause aus nach Wahlscheid gefahren. Unterwegs hatte sie ihren Chef Trapp angerufen, ihm Bericht erstattet und ihm mitgeteilt, dass sie den Fall nun verfolgen würde.

„Welcher Fall? Wir haben keinen Fall“, raunzte Pratt seine Kollegin, die ja auch seine Nichte war, unwirsch an. „Es gibt einen Unfall auf der Nordsee, weil zwei Dilettanten nicht segeln können. Was geht uns das an?“

„Immerhin sind zwei Frauen verschwunden. Diese Vera ist nicht erreichbar und ob Carla Wilmers in Frankreich angekommen ist, erfahre ich gleich von ihrem Mann.“

„Na schön – aber danach kommst du sofort wieder nach Siegburg. Wir haben anderes zu tun, als uns um einen Haufen weggelaufener Weiber zu kümmern.“ Pratt war reichlich genervt. Die Nachwirkungen seines Kegelabends besserten seine Laune keineswegs. „Und komm bloß nicht auf dumme Gedanken“, schob er noch hinterher.

Nachdem Bettina geklingelt und Werner Wilmers ihr die Haustür geöffnet hatte, musste sie betrübt feststellen, dass heute offenbar alle Männer, mit denen sie zu tun hatte, reichlich verkatert daherkamen.

Wilmers verriet ihr den wahrscheinlichen Aufenthaltsort seiner Frau in Frankreich und endlich erreichten sie auch Vera, die nichts von ihrer Freundin Carla ge-

hört und auch keinen Schlüssel der Hohschilds gefunden hatte. Bettina rief nochmal die Nummer in Frankreich an und verblüffte Wilmers damit, dass sie in offenbar fehlerfreiem Französisch eine Nachricht auf dem AB der Pension im Luberon hinterließ. Polizisten waren auch nicht mehr das, was sie mal waren, dachte er, als sie kurz darauf zum Haus der Hohschilds fuhren.

*

Carla hatte ihren nächsten Depressionsschub. Still vor sich hin schimpfend war sie eingenickt und hatte beim Aufwachen die aktuelle Flasche Rotwein umgestoßen. Die Flüssigkeit durchnässte Pappe, die meisten Handtücher und die Wolldecke ihres Lagers. Ihre Hose und ihre Unterwäsche waren durchnässt. Es war ihr egal. Sie wusste: In Kürze würde ihre Regel einsetzen und ihre Unterwäsche mit Blut tränken. Weinend fiel sie wieder in einen tiefen Schlaf und bekam nicht mit, dass vor dem Haus ein Auto anhielt und Türen zugeschlagen wurden.

„Sieht alles friedlich aus“, meinte Bettina und näherte sich der Haustür. Die Rollläden waren geschlossen. „Ich an der Stelle Ihrer Frau hätte mal ein Fenster zum Lüften geöffnet.“ Sie ging auf der Gartenseite halb ums Haus herum, fand aber kein Fenster, durch das sie einen Blick hätte hineinwerfen können.

„Mein Weib ist nicht mit normalen Maßstäben zu messen“, grummelte Werner sarkastisch und fuhr lauter fort: „Sagen Sie – haben Sie nicht so einen Sesam-öffne-dich dabei? Damit kann man doch jede Tür öffnen.“

„Ja – solch einen Multipick habe ich. Aber wenn wir jetzt da eindringen, ist das strafbar. Mein Chef wird mich vierteilen und die Staatsanwältin in die Putzkolonne versetzen. Nein-nein. Schlagen Sie sich das aus dem Kopf.“

Bettina hatte keinen Bock, sich wegen einem Ehegezänk Ärger einzuhandeln. Sie kam zu ihrem Auto zurück, öffnete die Fahrertür und sagte zu Wilmers: „Kommen Sie. Ich fahre sie nach Hause oder ich lasse Sie hier stehen. Dann können Sie meinetwegen gewaltsam eindringen. Sind ja Ihre Freunde.“

Werner zögerte zunächst, stieg aber dann widerwillig ein. „Scheiße“, sagte er und Bettina wollte gerade den Motor starten, als etwas schweres Schwarzes auf der Motorhaube landete. Die beiden erschrecken heftig. „Was zum Teufel...“, entfuhr es der Polizistin und Werner machte mit beiden Händen eine Abwehrhaltung.

Es war eine ziemlich große Katze, die von vorne auf die Haube gesprungen war

und nun mit ein paar schnellen Schritten bis zur Windschutzscheibe tapste und Bettina mit einer eigentümlichen Mimik starr und eindringlich anblickte.

„Wer bist du denn?“ Bettina hatte sich gefasst. Werner konnte Auskunft geben. „Das ist Krähe, der Kater von Hohnschilds. Ein Haudegen. Der würde einen Hirsch fressen, wenn er nicht so faul wäre.“

„Ksch-ksch“, machte Bettina. „Hau ab“. Aber das Vieh rührte sich nicht vom Fleck. Bettina stieg aus und wollte das Tier mit einer Armbewegung von der Haube scheuchen. Der Kater ließ sich nicht beirren und fauchte bedrohlich. Bettina versuchte es mit einem nochmaligen, diesmal lautstarken „Hau ab“. Der Kater sprang von der Haube, lief ein paar Meter Richtung Haustür, miaute lautstark, kam zurück und hüpfte erneut auf die Haube.

Werner stieg aus und meinte: „Ich glaube, der Kerl will uns was mitteilen.“ Wieder sprang das Tier von der Haube und lief diesmal bis zur Haustür, wo es sich umdrehte und ein eindringliches „Miauuu“ von sich gab.

„Überredet – vielleicht will uns das Vieh tatsächlich was erzählen. Aber Sie müssen nicht jedem erzählen, was ich hier tue.“ Die Polizistin ging zur Haustür und holte ihren Universalschlüssel aus der Innentasche ihrer Jacke. Der Kater strich ihr um die Beine und schnurrte, was das Zeug hielt.

Sie fuhrwerkte eine Weile in dem Schloss herum und war froh, dass die Tür nur zugeschlagen, aber nicht verschlossen war. Damit hätte sie so ihr Problem gehabt. Sie drückte die Tür auf. Der Kater flitzte augenblicklich an ihr vorbei ins Haus und verschwand nach rechts in einem der Räume. Bettina betrat vorsichtig die große Diele, spähte nach links und rechts, bis sie zu Küchentür kam, die weit offenstand. Der Kater saß neben dem großen Kühlschrank vor seinem Napf und blickte sie erwartungsvoll an.

„Na toll! Das Biest hatte nur Hunger. Schauen Sie sich das an. Und dafür setze ich meine vielversprechende Karriere aufs Spiel.“

Werner stand in der Küchentür und schaute hinein. „Da – auf dem Tisch. Das sind Carlas Sachen. Der große Rucksack, die Reisetasche und ihr Mantel. Sie muss im Haus sein.“

Er begann sofort, die Wohnung zu durchsuchen, schaute in die Kaminecke, hinter die riesige Couch, in das untere Gästezimmer, das Bad und lief die Treppe hinauf,

um die Zimmer der ersten Etage zu durchsuchen. Als er herunterkam, blickte er die Polizistin fragend an.

„Der Keller! Vielleicht ist sie im Keller.“

Carla wachte auf und tastete nach einer Weißweinflasche, um den tauben Gaumen zu erfrischen. Die Flasche war leer und sie wollte sich gerade fluchend von ihrem durchnässten Lager aufrappeln, um eine neue Flasche zu holen, als sie ein Geräusch im Vorraum hörte. Das verlieh ihr neue Kraft und sie tapste zur Tür. „Hallo“, sagte sie heiser und klopfte mit der flachen Hand gegen den Stahl.

Werner hatte die Stimme gehört. „Carla?“ und dann lauter „Carla! Bist du das?“ „Ja – mach endlich auf, scheiße noch mal“, rief sie erleichtert. „Ja, ja, ja. Moment...“

Auch Bettina sah nun, was passiert war. Ein Regal mit Einmachgläsern war umgefallen und vor die Tür gestürzt. Eines der Regalbretter hatte sich hinter dem langen Riegel der Stahltür verhakt. Ein zweites Regal mit einer Kartoffelkiste und Teilen einer alten Stereoanlage aus den Siebzigerjahren war ebenfalls umgestürzt und vor die Tür gefallen, sodass diese auch nicht zu öffnen war, wenn sich der Hebel hätte bewegen lassen. Unmöglich, die Tür von innen wieder zu öffnen.

Mit vereinten Kräften zerrten sie die Regalteile und deren Inhalte zur Seite. „Was die Leute für einen Plunder aus dem Krieg aufbewahren“, schimpfte Bettina, als sie verwundert ein ihr unbekanntes Doppel-CD-Deck zur Seite stieß und dabei auf wegrollenden, keimenden Kartoffeln ausrutschte.

Endlich konnten sie die Tür und den Hebel freikämpfen und die Tür aufziehen. Ein Gespenst torkelte ihnen entgegen. Die Haare wirr im Gesicht, Reste von schwarzem Make-up um tränende Augen, die wie irre ins Licht blinzelten, Rotze auf den spröden, aufgesprungenen Lippen, die Kleidung nass und schmutzig fiel sie Werner in die Arme.

Sie schleppten die kraftlose Person die Treppe nach oben. Carla schlurfte zur Couch, auf der sie sich wortlos fallen ließ.

„Welcher Tag ist heute?“, wollte sie wissen. „Und wieviel Uhr?“

„Heute ist Dienstag und wir haben viertel nach zehn“, sagte Werner. „Aber erzähl’ uns mal was passiert ist.“

„Und wer ist das“, fragte Carla und nickte schwach in Richtung der Polizistin.

„Das ist Frau Engels von der Siegburger Polizei. Anne und Peter hatten einen schlimmen Unfall und liegen in einer Hamburger Klinik im Koma. Wir – ich meine Frau Engels – hat vorhin die Haustür aufgebrochen.“

„Oh mein Gott“, flüsterte Carla, „und ich jammere, weil ich – warte mal – Freitag, Samstag, Sonntag, Montag – vier Tage nichts gegessen habe.“

Und sie erzählte ihre Story, während ihr der noch immer hungrige Kater um die Beine strich.

*

Nachwehen:

Carla und Werner ließen sich von Bettina nach Hause fahren, wo Carla erst einmal eine ausgiebige Dusche nahm. Einen Arztbesuch lehnte sie ab. Bettina informierte sich im Internet, was nach einer ungewollten Fastenkur nach vier Tagen zu tun sei. Das Ergebnis war derart diffuses, widersprüchliches Zeug, dass sie den Laptop zuklappte. Die Tipps reichten von viel Wasser trinken bis bloß nicht zu viel Flüssigkeit, von halbem Apfel bis bloß kein Obst wegen der Säure und von Scheibe Knäckebrot ohne Belag bis zerdrückte Kartoffel mit Quark.

„Scheiß was drauf – ich habe Kohldampf“, entschied Carla, die immer noch nicht wirklich nüchtern war. Immerhin hatte sie in den vier Tagen und vier Nächten mindestens vierzehn Flaschen Wein intus. „Ich will mein Leben zurück.“

Und so wurde die Katze ausgiebig gefüttert und alle drei machten sich zur besten Essenszeit auf nach Höffen zum Kirschbaum. Carla verputzte eine Tagesuppe, danach ein 300 Gramm Steak mit reichlich Kräuterbutter, Bratkartoffel und Salat. Dazu gab es einige Bitburger und abschließend Eversbusch Doppelwacholder.

Carlas Körper quittierte das an den Folgetagen mit ausgiebigen Magen- und Darmtätigkeiten.

*

Pratt war mit Bettinas Vorgehensweise überhaupt nicht einverstanden. Immerhin akzeptierten er und Frau Staatsanwältin Bettinas Bericht, in dem sie schrieb, die

Haustür der Hohschilds sei nur angelehnt gewesen, also nicht verschlossen. Pratt ahnte die Notlüge seiner Assistentin und dass er von Wilmers keine andere Aussage erfahren würde und schloss stirnrunzelnd den Fall.

*

In Hamburg wurden zwei halbwegs genesene Patienten aufgeweckt. Peter durfte aufstehen und wanderte über die Flure der Klinik und verbrachte viel Zeit am Bett seiner Frau, die so langsam wieder ins wache Leben zurückfand. Am Donnerstag erlaubte die behandelnde Ärztin, dass die beiden ein Gespräch per Video mit ihren Freunden führen durften. Die Vier hatten sich eine Menge zu erzählen und waren besonders bekümmert um die beiden Frauen.

Vor allem Anna hatte es schlimm erwischt und es würde einige Zeit dauern, bis die Nachwehen der Gehirnerschütterung vollkommen aus ihrem Leben verschwinden würden. Immer wieder plagten sie Kopfschmerzen und in ihren Träumen erlebte sie verschiedene Unfälle, bei denen der Kopf betroffen war. Zu einem Segeltörn konnte sie Peter erst wieder viele Monate später überreden. Und da blieb es zunächst bei einem kleinen Schlag übers Ijsselmeer.

Die beiden wurden eine Woche später entlassen und sie holten ihr Fahrzeug in der Marina in Wilhelmshaven ab. Der Vermieter hatte die Frodo schon von Helgoland überführt. Sie lag als trauriges Relikt eines Unfalls als Versicherungsschaden an ihrem Liegeplatz.

Man traf sich am folgenden Samstag mit weiteren Freunden zu einem kleinen Essen, das sich natürlich wie üblich in einen heftigen Umtrunk ausweitete. Carla wollte unbedingt erfahren, wie die Katze in den Kellerraum gelangen konnte und Peter nutzte die Gelegenheit zu einem Kompliment, als er Carla aufklärte: „Du hast die Figur einer Balletttänzerin, aber nur eine Katze kann durch das alte Lüftungsrohr schleichen, das von der ehemaligen Heizungsanlage in dem Kellerraum übrig geblieben ist.“

Peter hatte ein bisschen Inventur gemacht und sich die leeren Flaschen angeschaut. Den Weißwein betreffend hatte er keine Beanstandungen. Carla hatte 8 Flaschen von einem 2014er Grauburgunder Laubenheimer Karthäuser erwischt. Flasche bei acht bis neun Euro. „Sei ihr gegönnt“, murmelte er vor sich hin.

Beim Rotwein musste Peter aber doch entsetzt schlucken. Das Mädchen hatte ihm sechs oder sieben Flaschen 1998er Musigny ausgetrunken. 24 Flaschen von

dem Wein hatte Peter im Jahre 2005 bei einer Auktion in Frankreich preiswert als Sonderabfüllung in besonderen Flaschen mit dem Emblem der Domain Comte George De Vogue abgefüllt geschossen. Eine Flasche wäre heute unter Brüdern oder Schwestern sicherlich an die 900 oder 1000 Euro wert. „Ich bin begeistert.“ Er schnüffelte interessiert an einer der Flaschen, in der sich noch eine Neige mit etwas Bodensatz befand. Für einmal Lippennassmachen würde es reichen und eine Flasche würde er am Samstag zu gegebener Zeit an den Start bringen.

*

Kater Krähe hatte sich noch vor der Rückkehr seiner Herr- und Frauschaft mit Sack und Pack aufgemacht und entschlossen zu einem Umzug vor der Tür von Carla und Werner Stellung bezogen. Sie wurden das aufdringliche Tier nicht los, besorgten resigniert Futter, holten das alte Futternapfequipment ihrer vor einem Jahr verstorbenen Katze aus dem Keller und stellten es in den Flur. Fortan reklamierte Krähe einen der Sessel im Wohnraum für sich. Bei seinen ersten Streifzügen traf er einen weiteren Immigranten aus der Nachbarschaft, der mit ihm ein kongeniales Duo abgab: Einem fehlte ein Ohr, dem anderen ein Auge.

Werner taufte die beiden Strolche „Bomber und Paganini“.

Kaum Wahres – Zusammengelogen im November 2020